

Auch intelligente Maultiere sind eine Betrachtung wert

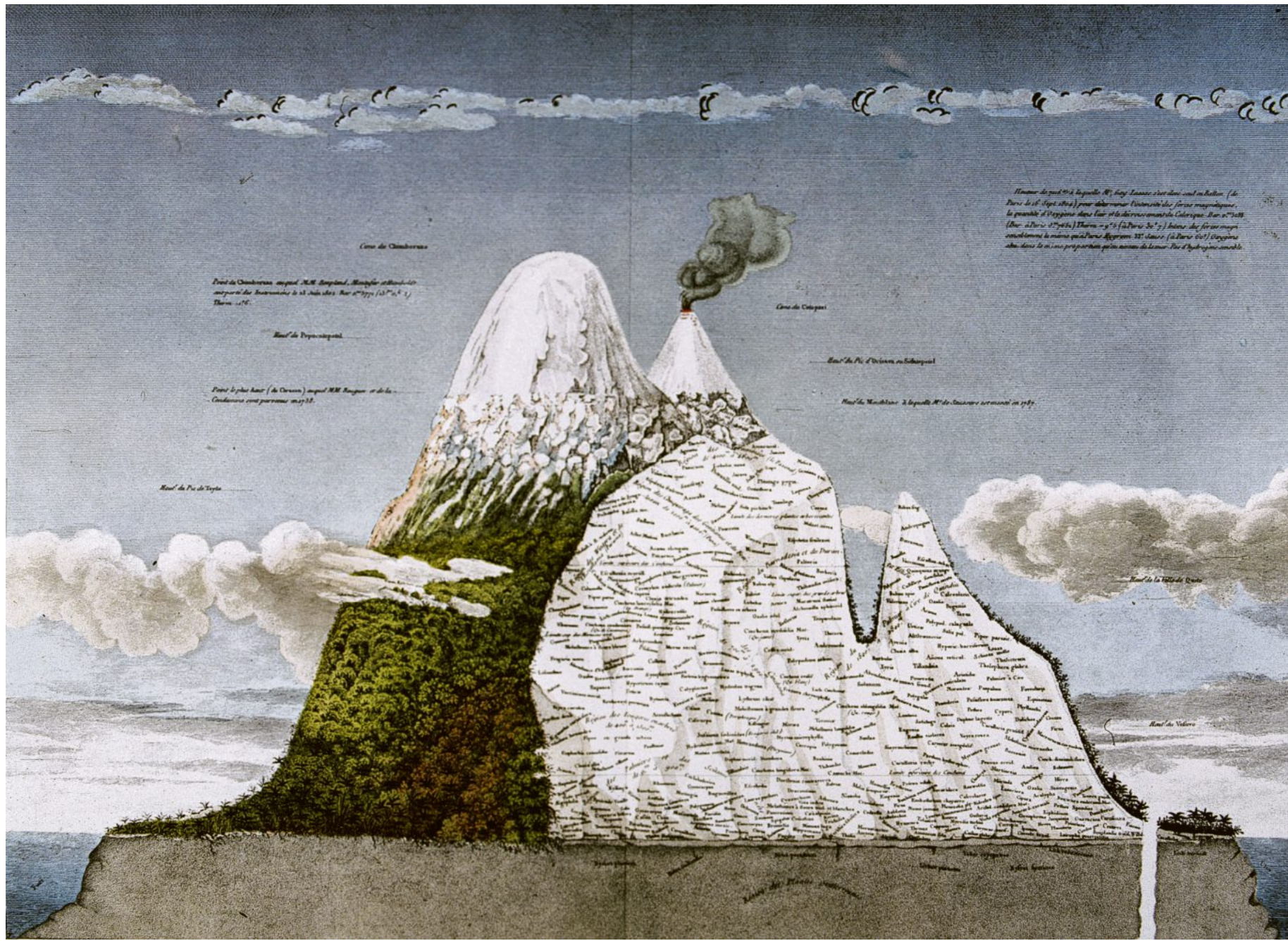
Die Totalität der Natur im Sinn und der Fülle zu erforschender Tatsachen auf der Spur: Zum nahenden 250. Geburtstag Alexander von Humboldts erscheint eine Edition seiner „Sämtlichen Schriften“.

Die Frage, „Wer liest noch Alexander von Humboldt?“, die Ottmar Ette vor zehn Jahren stellte, scheint inzwischen beantwortet – durch eine Reihe von stattlichen Alexander-von-Humboldt-Ausgaben, oder auch durch den Erfolg der Bücher von Andrea Wulf über Humboldt. Über ihn liest man jedenfalls. Aber liest man deshalb auch Humboldt selbst? Und was sollte man von ihm lesen?

Anlässlich des 250. Geburtstags Humboldts unterbreitet der Deutsche Taschenbuchverlag dazu nun einen besonderen Vorschlag. Von einem Editoren-Team um den Berner Literaturwissenschaftler Oliver Lubrich herausgegeben, erscheint eine aufwendige Ausgabe „Sämtlicher Schriften“. Sie will sich Humboldt nicht über das eine große Werk, sondern über die vielen kleinen Schriften nähern. Dazu hat sie diese textkritisch ediert und nutzerfreundlich aufbereitet. Dem Autor angemessen, eine Edition der Superlative. Der Verlag verkündet stolz zehn Bände mit über 6600 Seiten, die 1000 Texte aus sieben Publikationsjahrzehnten beinhalten, verfasst in 15 Sprachen zu 30 Wissenschaftsdisziplinen. Viele dieser Texte wurden nach Humboldts Tod nie wieder ediert. Die aufwendig recherchierten, bibliographisch verarbeiteten und kommentierten Originale stammen aus 1240 Zeitungen und Journalen aus fünf Kontinenten.

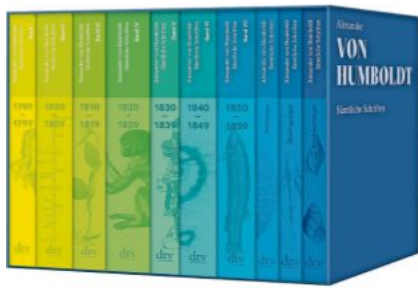
Auf den ersten Blick scheinen diese Zahlen den Herausgebern recht zu geben, die von einem „Anderen Kosmos“ Humboldts sprechen. Allerdings ist die schiere Menge an Seiten, Themen, Sprachen oder Wissenschaften allein von geringem Aussagewert. Zumal, wenn man das Selbstverständnis Humboldts berücksichtigt. Zwar hat der immer wieder ein Bild von sich gezeichnet – und es bis hin zum „Kosmos“ bestätigt –, das ihn als Anhänger von umfassenden Datensammlungen und exakten Messungen zeigt. So belegen es auch die kleinen Schriften. Seine einzige Absicht sei es, so Humboldts Kommentar zu einer frühen Arbeit über Basalte im Jahr 1790, „Thatsachen zu sammeln“.

Humboldts Wissenschaft ist darauf jedoch keine datengetriebene Forschung nach heutigem Muster. Sie darf überhaupt nicht als Anhäufung empirischer gesammelter Einzelheiten missverstanden werden. Wenn Humboldt in der „Zeitung für die elegante Welt“ 1808 seine eigenen „Ansichten der Natur“ anonym bewirbt, dann lobt er sich „unter den Naturforschern und Naturphilosophen neuerer Zeit“ als denjenigen, der „die Masse der Erscheinungen zu einer Totalität zu verbinden weiß“ und dabei nie den Weg von Erfahrung und Beobachtung verlässt. Alles kommt ihm auf den Zusammenhang an. So versteht er seinen Ansatz einer Erdbeschreibung 1806 als in



Aus vielen Beobachtungen und Messungen, gemacht zwischen 1799 und 1803, wird ein anschauliches Bild: Alexander von Humboldts und Aimé Bonplands Tafeldarstellung der „Géographie des Plantes Équinoxiales. Tableau physique des Andes et pays voisins“, die einen Querschnitt durch Südamerika zugrunde legt.

Foto AKG



Alexander von Humboldt: „Sämtliche Schriften“.
Hrsg. von Oliver Lubrich, Thomas Nehrlich. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 2019. Zehn Bände in Kassette, zus. 6648 S., geb., 250,- € (Numerierte Vorzugsausgabe: 390,- €).

der Mitte stehend zwischen zwei falschen Extremen, der „kleinlichen, oft geistlosen Behandlung des Einzelnen“ und der „kühnen, aber willkürlichen und naturwidrigen Behandlung des Allgemeinen“. In dieser Hinsicht, so die Selbstwürdigung von 1808, sei er ein „Priester der Natur“, und wer „möchte nicht, von einem solchen Führer geleitet, in die Geheimnisse der gütigen und großen Mutter eingeweiht werden, aus deren Schoß wir hervorgingen, in deren Schoß wir wieder zurückkehren!“.

Damit der moderne Leser angesichts der Fülle oft sperrigen Materials, umfänglicher Zahlenkolonnen und Tabellen, langer Listen lateinischer Tier- und Pflanzennamen oder kurioser Details – von galvanischen Selbstversuchen, über Erde fressende Otomaten, intelligente Maultiere und Indianerskelette in der Höhle von Atarupe bis hin zur anschaulichen Schilderung der Invasion blutigerer Mosquitos – nicht den Überblick verliert, haben die Herausgeber für einen nutzerfreundlichen Erschließungsapparat in drei die Texte ergänzenden Bänden gesorgt.

Der erste, „Werkzeuge“ benannt, versammelt Verzeichnisse von Personen und Orten, Glossare, Inhalts- und Quellenangaben sowie den editorischen Bericht. Ein zweiter stellt sämtliche Übersetzungen der nicht in deutscher Sprache erschienenen Texte zur Verfügung, womit in den Textbänden der polyglotte Humboldt präsent bleibt. Der Band „Durch-

stellungen“ schließlich enthält materialreiche Kommentare zu verschiedenen Facetten von Humboldts Werk.

Wer Antworten sucht auf die Frage, „Warum Humboldt lesen?“, kann etwa an die zitierte Selbstbeschreibung Humboldts als „Priester der Natur“ anknüpfen. Gerade die Datenfülle aber, mit der er seine poetischen Darstellungen der Naturganzheit kombiniert, macht Humboldt heute attraktiv. Er erkannte bereits 1805 die Bedeutung langfristiger Veränderungen des Klimas, die Wechselwirkung von Lebensweisen und Umwelt und sah es als Aufgabe der Wissenschaft, die physikalischen und chemischen Grundlagen für die Bearbeitung dieser großen Fragen zu legen. Seine klimatologischen Fallstudien sprechen für eine nachhaltige Naturnutzung, Humboldts Perspektive bleibt dabei aber natürlich zeitgebunden, wie eine Einschätzung von 1807 zeigt: „Die ewigen Äquatorial-Regen hindern das Abrennen der Waldungen, und das Menschengeschlecht muß in Menge noch sehr zunehmen, ehe es dort Herr der Pflanzenschöpfung wird.“

Humboldts Ansatz ist explizit inter- oder transdisziplinär – und einige dieser Disziplinen, die er miteinander verknüpft, hat er selbst begründet. Bedeutsam dabei: Die fächerübergreifende Zusammenarbeit verblieb nicht in den Grenzen von Natur- und Ingenieurwissenschaften. Atmosphärenchemie, Meteorologie, Ozeanographie oder Geologie zur Seite stehen die Kultur- und Geisteswissenschaften. Hier hat Humboldt nicht nur an die schrift-

stellerische Eleganz der Darstellung gedacht, in einer Zeit, in der es immer noch „das Schicksal der meisten... technologischen Schriften“ sei, dass „sie dunkel und widrig geschrieben sind“. Humboldt geht es auch um die Eindrücke der „allverbreiteten Fülle des Lebens“ auf Phantasie und Gefühlswelt der Menschen.

Dieser Einfluss der Natur auf die „moralische Stimmung der Menschheit und auf ihre Schicksale“ ist für ihn ebenso bedeutsam wie die schlichte Abhängigkeit der Menschen von Naturressourcen oder deren Gefährdung durch Naturkatastrophen. Die rastlos zeugende Natur gilt ihm dabei noch als mächtige Instanz, die letztlich unbekümmert davon bleibt, wenn der Mensch „die reife Frucht zertritt“. Der Forschungsreisenden, der auf den Strömen von Südamerika weit ins Innere des Kontinents vordringt oder der die Hänge der Anden durchforscht, hält fest: „Hier verschwinden, gegen die mächtigere Natur, alle schwache Werke des aufkeimenden Kunstfleißes der Menschen.“

Dennoch gehört auch der Mensch in den Naturzusammenhang. Und insofern sind Überlegungen zur politischen und ökonomischen Ordnung mit Fragen des Naturumgangs eng verbunden. Über Kolonialismus, Sklaverei oder Welthandel informieren Humboldts kleine Schriften deshalb ebenso wie über den lebendigen Zusammenhang von Mensch und Natur. Geduldigen Lesern der neuen Ausgabe wird nicht entgehen: Hier wird das Einzelne stets im Verhältnis zum Ganzen betrachtet. KRISTIAN KÖCHY

Der Schlächter ist heute wieder ein Held

Mirko Heinemann erzählt die traurige Geschichte der Pontosgriechen

Das Versagen der Versailler Nachkriegsordnung wurde zuerst in Kleinasien sichtbar. Im Vertrag von Sèvres, dem letzten der „Vorortverträge“ von 1919, teilten die alliierten Siegermächte das Osmanische Reich in Mandatsgebiete und Einflusszonen auf. Der Irak fiel an Großbritannien, Syrien und der Libanon an Frankreich, Thrakien an Bulgarien und das Gebiet um Smyrna an Griechenland. Ein armenischer und ein kurdischer Staat sollten gegründet, Konstantinopel und das Marmarameer internationalisiert werden. Der jungen Türkei blieben nur das anatolische Kerngebiet und Kappadokien bis zum Euphrat.

Doch die Alliierten hatten ihre Kräfte überschätzt. In blutigen Feldzügen eroberte die türkische Republik unter Mustafa Kemal, später Atatürk, die meisten besetzten Gebiete zurück. Die besiegte griechische Armee schiffte sich in Smyrna ein und überließ ihre Landsleute einem grausamen Schicksal. Der 1923 in Lausanne vereinbarte „Bevölkerungsaustausch“, die wechselseitige Vertreibung der kleinasiatischen Griechen und der griechischen Muslime, ratifizierte den neuen Status quo. Bis heute ringen beide Nationen wie der ganze Nahe Osten mit den Folgen des Scheiterns von Versailles.

Mirko Heinemann erzählt dieses Völkerdrama in der Form einer Familiengeschichte. Seine Großmutter Alexandra floh im August 1917 auf einem russischen Kriegsschiff aus dem Städtchen Ordu an der südlichen Schwarzmeerküste nach Georgien. Die hundertjährige Wiederkehr des Kriegsgeschehens gibt Heinemann den Impuls für eine Recherche in die Vergangenheit. Er fährt in die Stadt seiner Ahnen, heute Altinordu, und sucht nach den Spuren der Pontosgriechen, zu denen seine Familie gehörte. Und er entfalt das Panorama der letzten Jahre der

Mirko Heinemann: „Die letzten Byzantiner“. Die Vertreibung der Griechen vom Schwarzen Meer. Eine Spurensuche.

Ch. Links Verlag, Berlin 2019. 264 S., Abb., geb., 25,- €.

griechisch-türkischen Koexistenz im Schwarzmeergebiet, die mit Hoffen und Bangen begannen und mit Mord und Vertreibung endeten.

Dabei ist Heinemann nicht immer text-sicher, was die historischen Fakten angeht – seine Ausführungen zum Byzantinischen Reich sollte man überblättern –, aber in seinen Gegenwartsschilderungen trifft er durchweg den richtigen Ton. Die Geschichte Ordus, das auf Griechisch Kotyora hieß, erschließt er sich im Dialog mit einem türkischen Bekannten, der ihn mit Dokumenten und Fotografien versorgt. Dabei zeigt sich, dass die Pontosgriechen ebenso wie Türken und Armenier in den Bann der nationalistischen Bewegungen des neunzehnten Jahrhunderts gerieten. Neben der Hyppante-Kirche, die heute ein touristisches Highlight von Altinordu ist, stand eine später abgerissene Reformschule, in welcher der kulturelle Unterschied zum Lehrinhalt wurde. Bei den Verhandlungen in Sèvres präsentierte eine griechische Delegation den Amerikanern die Karte einer „Pontischen Republik“ in den Grenzen des mittelalterlichen Kaiserreichs von Trapezunt. Sie gelangte nur bis ins Vorzimmer.

Während der osmanische Völkermord an den Armeniern fest im kollektiven Gedächtnis des Westens verankert ist, verblasst allmählich die Erinnerung an den Opfernang der griechischen Bevölkerung Kleinasien. Auch deshalb muss man Heinemann dafür danken, dass er neues Licht auf diese düstere Episode des zwanzigsten Jahrhunderts wirft, ohne vor ihren Schrecken erzählerisch zu kapitulieren. Eine der zentralen Figuren seines Buches ist der Guerrillaführer Topal Osman, dessen Banden mit Billigung Atatürks erst die armenische und dann die griechische Bevölkerung des Pontosgebirges systematisch auslöschten – die Stadt Ordu freilich verschonte er. Den Ablauf der Massaker entwirft Heinemann anhand von Augenzeugenberichten, ihre historische Bewertung überlässt er den Fachleuten. Umso glaubwürdiger wirkt sein Entsetzen darüber, dass der Schlächter der Pontosgriechen heute von türkischen Nationalisten wieder als Volksheld verehrt wird.

Bei seinen Recherchen hat Heinemann viele Türken getroffen, die von nichttürkischen Vorfahren wie Griechen, Kurden, Armeniern oder Lazen abstammen, aber über ihre familiäre Herkunft in der Öffentlichkeit kein Wort verlieren. Dieser Verschiebung im Privaten entspricht die Doppelgesichtigkeit der türkischen Regierungspolitik unter Erdogan: „Man zeigt einerseits Toleranz gegenüber Minderheiten, andererseits will man verhindern, dass sie innerhalb der Türkei ein eigenständiges Profil entwickeln. Das scheint typisch für Nationalstaaten zu sein, die ihre Einheit gefährdet sehen.“ Dem ist nichts hinzuzufügen. ANDREAS KILB

Kreuzzug für eine neue Ordnung in Europa?

Konkordatsdiplomatie: Giuliana Chamedes sichtet den Antikommunismus des Vatikans, klammert aber die historische Realität aus

„Gerade die Kommunisten denken wie Christen“, sagte Papst Franziskus vor drei Jahren im Gespräch mit Eugenio Scalfari. Dass seine Vorgänger das bisher nicht so formulierten, liegt an Aspekten des klassischen Kommunismus, die sie mit dem christlichen Menschenbild nicht in Einklang bringen konnten – am Atheismus und jenem Materialismus, der einen personalen Gott, die Seele und den freien Willen des Menschen für naturwissenschaftlich widerlegt hält, am Totalitarismus, Kollektivismus, Klassenkampf und der Abschaffung des Privateigentums.

Die amerikanische Historikerin Giuliana Chamedes legt eine Studie vor, die sich durch die Linse der Vatikanidiplomatie mit dem Antikommunismus des Vatikans befasst. Sie konzentriert sich dabei vor allem auf Italien und Deutschland, vom Ende des Ersten Weltkriegs bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil. Liberale Demokratie habe den Vatikan anfangs ebenso beunruhigt wie Kommunismus, denn beide drohten den Einfluss der Kirche zu mindern. Um das zu verhindern, habe der Vatikan einen „Kreuzzug“ gegen den Kommunismus, als gemeinsamen Feind der neuen Demokratien, orchestriert und gleichzeitig durch Konkordatsdiplomatie versucht, sich als Mitbestimmer der neuen Ordnung Europas zu positionieren.

In seiner Antrittsenzyklika von 1922 habe sich Pius XI. gegen das „wilsonische Modell liberaler Demokratie“ gestemmt, „weil nur ‚Könige‘ und ‚Königreiche‘ (vierundzwanzig Mal erwähnt) Frieden bringen können... Demokratien aber nicht“, berichtet Chamedes. Im Text ist der einzige Verweis auf „Demokratie“ je-

doch die Bestätigung, dass die Kirche diese Regierungsform nicht verwerfe, und mit „Reich“ geht es ausnahmslos um das Gottesreich. Als Monarchie missverstanden lässt sich das nur in englischer Übersetzung. Dass Demokratie aus theologischer Sicht weder besser noch schlechter sei und Staatsformen eine politische und keine Glaubensfrage seien, hatte schon Leo XIII. artikuliert. Was am Liberalismus als problematisch galt, wäre hier für Chamedes interessanter gewesen, aber sie lässt sich in ihrer Studie auf Theologisch-Philosophisches nicht ein. Auch was der Vatikan wann über kommunistische antireligiöse Gewalt wusste, wird nicht zum Thema. Für die Kommunismuskritik von Pius XI. und XII. bleibt damit der religiös motivierte Massenmord unter Stalin merkwürdig irrelevant. Es ist lediglich zu erfahren, dass „anti-religiöse Arbeit“ zur „Unterstützung weitreichender ökonomischer Entwicklungsprogramme“ stattgefunden habe.

Was Chamedes so an Realität ausklammert, schafft Platz für ihre Theorie, dass es „zu einfach“ sei, den Antikommunismus des Vatikans als Reaktion zu verstehen. Tatsächlich habe der Vatikan im Konstrukt einer kommunistischen Bedrohung das Potential erkannt, sich als „Macher einer alternativen Ordnung für Europa zu präsentieren“. Mit seiner Konkordatsdiplomatie habe der Vatikan das gleiche Ziel verfolgt. Nur vordergründig sei es um die Existenzsicherung der Kirche gegangen. Tatsächlich seien auch Konkordate in erster Linie Instrumente einer kirchlichen Machtpolitik gewesen, der unheilige Allianzen mit rechten Diktaturen, im an-

geblichen Kampf gegen den Kommunismus geradezu gelegen kamen.

Das erinnert an Michael Phayers Studie „The Catholic Church and the Holocaust 1935–60“ (2000), die versuchte, das Verhalten Papst Pius XII. während des Nationalsozialismus als Fixierung auf das Reichskonkordat und die kommunistische Bedrohung zu erklären. Chamedes übernimmt das Muster und dehnt es auf weitere Konkordate und das Pontifikat des Vorgängers, Pius XI., aus. Wie Phayer, gerät auch Chamedes in den Sog der Frage nach dem Verhältnis zwischen Kirche und Nationalsozialismus, wobei das Motiv des Antikommunismus oft aus dem Blickfeld driftet. Die Enzyklika „Mit brennender Sorge“ von 1937, in der Pius XI. neben dem politischem „Götzenkult“ in Deutschland „den Mythos von Blut und Rasse“ verurteilt, soll nun ebenfalls ins Schema selbstreferentieller Konkordatsdiplomatie eingeordnet werden. Chamedes behauptet, der Papst beginne mit der Aussage, „dass Konkordate gute und notwendige Instrumente seien“. Das ist vom Wortlaut weit entfernt. Pius XI. distanzierte sich geradezu vom Konkordat: Die Regierung habe die Verhandlungen initiiert, und der Vatikan habe sich aus „Sorge um die Freiheit der kirchlichen Heilsmission... trotz mancher schwerer Bedenken... den Entschluss abgerungen... die Zustimmung nicht zu versagen“. Die Nichtachtung der Abmachungen hingegen zeige „Machenschaften, die von Anfang an kein anderes Ziel kannten als den Vernichtungskampf“.

Unbeirrt kommt Chamedes zum Ergebnis: die „primäre Reaktion“ des Papstes

auf „Partner, die fremdgehen“, sei auch hier, „den katholischen Legal-Internationalismus zu erklären und zu feiern“. Auch den Eindruck, dass der Vatikan rechts keine Feinde gesehen habe, kann Chamedes nur dank selektiver Wahrnehmung aufrechterhalten. So versenkt sie die Verurteilung der rechtsextrem-monarchistischen katholischen Bewegung Action Française durch Pius XI. kommentarlos in die Anmerkungen. Völlig abhandeln kommt bei Chamedes die Bedeutung der katholischen politischen Mitte, die sowohl den Nationalsozialismus und Faschismus als auch den Kommunismus ablehnte und von ihr zu Unrecht zur kleinen Schar von „Dissidenten“ stilisiert wird.

Italiens Partito Popolare vereinte als zweitgrößte Partei im Parlament konservative und moderat linke Katholiken. „Nicht Macht der Linken, nicht Diktatur der Rechten“, warb die Bayerische Volkspartei. Als katholischste im Parlament verlor sie von allen bürgerlichen Parteien Deutschlands die wenigsten Stimmen an die NSDAP. Dass diese, von den rechten Diktaturen unterdrückte katholische Mitte in den Christlichen Demokratischen Parteien der Nachkriegszeit wiederaufstanden sei, sieht Chamedes als Mythos, der nationalsozialistische Sympathien verschleiern sollte.

1949 verhängte Pius XII. die Strafe der Exkommunikation. Nicht für den „Dialog mit Kommunisten“, wie Chamedes meint, sondern für das „Vertreten und Verbreiten“ der „materialistischen und antichristlichen Doktrin“ des Kommunismus. Warum der Papst gerade jetzt auf Exkommunikation setzte, prüft Chamedes nicht, diagnostiziert aber auch hier Selbstinsze-

nierung und politischen Aktivismus. Es sei dem Vatikan darum gegangen, den Antikommunismus als zentrales Element „katholischer Identitätspolitik“ zu bestätigen und die Christlich Demokratischen Parteien Europas „weiter nach rechts zu drängen“. Doch in jenen Jahren, beginnend mit extremem Druck auf die Kirche in der Tschechoslowakei, stellten sich neue Fragen darüber, wo die Grenzen der Kollaboration der Ortskirchen mit kommunistischen Regimen zu ziehen seien.

Chamedes' Bemühungen um Charakterisierungen sind löblich, wenn auch nicht immer treffsicher: Dass Pius XI. Manzoni's Klassiker „Die Verlobten“ schätzte, macht ihn keineswegs zum „Liebhaber sentimentaler Romane“. Sein Versprechen, zu zeigen „wie der Vatikan die Welt sah“, kann dieses Buch nicht erfüllen, denn bis zum Schluss bleibt unklar, wo genau die Kirche Inkompatibilitäten sah und welche Gegenentwürfe die katholische Soziallehre parat hatte. Das kommt dafür der nicht falsifizierbaren zentralen These zugute, der Vatikan habe ein Feindbild vermittelt, das Gläubige mit ängstlicher Aversion erfüllte, die freilich durch ein besseres gegenseitiges Kennenlernen hätte abgebaut werden können. RAPHAELA SCHMID

Giuliana Chamedes: „A Twentieth-Century Crusade“. The Vatican's Battle to Remake Christian Europe.

Harvard University Press, Cambridge, Mass. 2019. 440 S., Abb., geb., 36,- €.